

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2003

Goethe
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Rainer Kolk (Bonn), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Krukis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Porrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Bielefeld), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VOMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2003
9. Jahrgang

Goethe im Vormärz

herausgegeben von

Detlev Kopp und Hans-Martin Kruckis

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2004
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, info@geisterwort.de
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-431-9
www.aisthesis.de

Sabina Becker (Hrsg.): Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2001 (Sofie. Saarländische Schriftenreihe zur Frauenforschung Bd. 13).

Was Jean Paul, Novalis, Lenau und Philo vom Walde beanspruchen durften – unter selbstgewählten *noms de guerre* in die Literaturgeschichte einzugehen –, wird ihr nicht gegönnt: „Rahel Friederike Antonie Varnhagen von Ense, gebohrne Robert=Tornow“, die so und nicht anders ihr Testament, ihre Texte aber mit keinem Namen öfter als mit „Rahel“ zeichnete, und die auf ihrem Vornamen bestand, als es sich längst ausgegädigefraut hatte, darf so nicht mehr heißen. „Die Zitation dieser Autorin mit ihrem Vornamen in Wissenschaftspublikationen suggeriert [...] Vertrautheit“, argwöhnt die Herausgeberin; schlimmer noch, es „schafft die saloppe Anrede mit dem Vornamen eher eine Vertraulichkeit“, die „ein Relikt aus der biographisch orientierten Rahel-Varnhagen-Forschung“ sei, „einmal ganz abgesehen von dem Umstand, daß man männliche Autoren vermutlich kaum mit ihrem Vornamen zitieren würde“ (S. 14). Einmal ganz abgesehen von dem Umstand, daß keine ernstzunehmende Textanalyse eine „Anrede“ ihres Gegenstands braucht: Der Titel ist ein Kunstname, den die Autorin nie getragen, dessen mittleren Bestandteil sie knapp zwei Jahrzehnte vor ihrer Ehe abgelegt hat und der das Buch verwechselbar mit einem Vorläufer von 1987 macht (*Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin*; hrsg. v. Ursula Isselstein und Barbara Hahn, LiLi, Beiheft 14). Beide Sammelbände erwecken nicht den Eindruck, daß die Neubenennung die erstrebte Distanz zum Objekt der Erkenntnis schafft; vielmehr wird durch diese fruchtlose Debatte erst recht die Persönlichkeit vereinnahmt, deren Biographie für ungelöste und von ihr selbst noch kaum erahnte Gegenwartsprobleme eintreten soll. – Die aphoristische und antilineare Struktur der Sammlung *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* (1833/34) mag den enthistorisierenden Umgang begünstigen, den Sabina Becker in ihrem Beitrag *Gelebte „Universalpoesie“ über Rahel Varnhagens Lebensprojekt im Kontext der frühbromantischen Kunsttherorie* mit den Texten pflegt (S. 17-31; laut Inhaltsverzeichnis: *Rahel Varnhagen und die frühbromantische Gesprächs- und Geselligkeitskultur*). Der Verfasserin gelten eckige Klammern als Lizenz zur beliebigen grammatikalischen und syntaktischen Zurichtung von Worten und Wendungen; zitierte Clip-Art-Fundstellen werden auf dem Spieltisch der Erörterung bald hierhin, bald dorthin geschoben. Aber es paßt nicht immer. Hätte die Briefschreiberin 1801 den Jargon der Textkörperlich-

keit vorweggenommen, so wäre dies gewiß ein Erkenntnis-Hauptgewinn. Doch ist kein germanistisches, sondern ein musikalisches Gleichnis gesetzt, wenn Rahel Varnhagen ihr „Leben als Text“ bezeichnet; an dieser Stelle, die schon Liliane Weissberg im älteren Sammelband gleichen Titels ausgehoben hat, ging es nicht um den „Versuch der Verschriftung ihres Lebens“ (S. 18), sondern um das „richtigste Accompagnement“, nämlich „ein langes hélas“ zur Prosa der Verhältnisse bzw. zum metaphorischen Libretto der – im Anschluß detailliert aufgezählten – Mißlichkeiten einer Paris-Reise (GW I, 236). In diesen Brief verlegt Becker auch einen Satz, den sie als „Vorsatz“ und „Versuch der Poetisierung des Lebens“ deutet: „[m]ein Leben soll zu Briefen werden“ (S. 17). Sie hätte ihn dort, wo er in Wirklichkeit steht, ganz ohne eckige Klammern anführen können; er meint kein romantisch inspiriertes Lebensmodell, sondern den Ennui des Alleinseins und die Trennung von „Varnhägchen“ im Dezember 1808 (GW IV, 183). Schlegels „progressive Universalpoesie“ und die „Formel ‚Leben = Kunst‘ und ‚Kunst = Leben““ des Novalis faßt Sabina Becker im Sinne einer Doktrin auf, wobei Rahel Varnhagen „die Forderung nach der Poetisierung des Lebens nachhaltig in die Praxis umzusetzen“ und „mit aller Konsequenz das Postulat der Romantisierung des Lebens zu realisieren sich bemüht“ habe (S. 34f.). Selbst dem Understatement in der Mitteilung an einen Zeitschriftenredakteur, sie könne „nur Briefe schreiben; und manchmal einen Aphorism“, liege „die romantische Kunsttheorie zugrunde“ (S. 37) – zum Beleg wird u. a. ein Schlegelscher Brief an Novalis zitiert, der Rahel kaum zum Schreiben ihres ersten „Aphorism“ veranlaßt haben dürfte. Daß ihre Korrespondenz mit David Veit im wesentlichen vor Erscheinen der romantischen Frühschriften stattfand, hat bereits Hermann Trog (*Rahel Varnhagen und die Romantik*, Kiel 1926, S. 14f.) gegen Emma Graf (*Rahel Varnhagen und die Romantik*, Berlin 1913, S. 15) eingewandt; mit keiner dieser schlanken Dissertationen setzt sich Becker auseinander. In einer Endnote räumt sie immerhin ein, daß „Rahel [!] in vielem auch der Literatur und Poetik des Sturm-und-Drang verpflichtet“ sei; dies belegten u.a. „der Einsatz der Sprache als Ausdruck ihrer Stimmung und ihrer Befindlichkeit, der Entschluß, mittels der Sprache seelische Nuancen und Emotionen zum Ausdruck bringen zu wollen“, sowie „Doppelpunkte, Ausrufezeichen, Strichpunkte“ (S. 49). Letztere müßten dann aber im Zitat ebenso wie Kommata und Sperrungen getreulich wiedergeben werden. – Geistreicher, aber nicht viel zitiertgenauer verfährt Ulrike Landfester, wenn sie sich an eine poetologische Bestimmung des Rahel Varnhagenschen Schaf-

fens wagt. Ihr Aufsatz *Durchstreichungen. Die Ordnung des Werkes in Rahel Levin Varnhagens Schriften* (S. 53-79) bringt eine behutsame und stets motivierte Redaktionspraxis auf einen skandalös vergrößernden, dem Sammeln und Tradieren entgegengesetzten Begriff, den sie als „produktions-ästhetischen Steuerungsmechanismus“ vorstellt; allerdings enthielten „Rahels Briefe bestenfalls einmal die Tilgung einzelner Buchstaben oder Wortfragmente, keiner aber Streichungen“ (S. 56). *Durchstreichungen* sollen daher aus der Perspektive der Autorin als existenzielles Paradox und nicht als Textphänomen gelten; den Tod habe sie als Fluchtpunkt der Vollendung ihres eigenen (Brief-)Werks antizipiert. Gibt indessen einer ihrer Brieffreunde ein Urteil über Wilhelm von Humboldt in redigierter Form weiter, so wittert Landfester „Textzensur“ (S. 59) und macht vollends Karl August Varnhagen als „öffentlichem Exekutor der Durchstreichungsfigur“ (S. 74) den Prozeß. Daß er die Texte seines Opfers – mit dessen Einverständnis – redigieren und in die literarische Zirkulation schleusen durfte, soll ein „Abhängigkeitsverhältnis“ begründen, das sich „durch Rahels Tod im März 1833 radikalisiert“ habe: „Eine Auswahl aus dem riesigen Korpus der von Rahel hinterlassenen Manuskripten [!] kann nicht anders, als qua Auslassung zu tilgen, um das Hinterlassene überhaupt in den Grenzen des Mediums Buch an die Öffentlichkeit bringen zu können [...]“ (S. 74) Briefe landen in der Regel bei Empfängern und nehmen nur ausnahmsweise den Rückweg, Tagebücher werden kaum druckreif geführt. Daß Rahel Varnhagen Kisten und Schränke voller Manuskripte hinterlassen habe, ist ein Wunschtraum derjenigen, die zur *Wiederentdeckung einer Schriftstellerin* aufrufen, weil sie meinen, nur eine solche ließe sich kanonisieren. Der Herausgeber, der in gleicher Absicht schon 1833 einen „unendlichen Vorrath von Briefen“ imaginierte, aus dem er „Proben“ liefern wolle (GW I, 2), hat sie den Adressaten über Jahrzehnte hinweg abkomplimentiert. Wie „riesig“ mag der Korpus gewesen sein, wenn Pauline Wiesel und Friederike Liman die Briefe verweigerten, Karl Gustav Brinckmann und Karoline Fouqué nur zögernd Abschriften gewährten? Das von Landfester als „penetrant“ empfundene „harmonisierende Ende von Varnhagens Vorwort“ (dessen eindringliche Reportage aus dem Sterbezimmer eher verstörend wirkt), sein Hinweis auf Rahels „einfaches tägliches Leben“, das Fehlen von „Stand und Namen“ und darauf, daß sie zu Lebzeiten nicht „durch schriftstellerische und künstlerische Verdienste berühmt werden“ konnte (GW I, 49), stellten eine Einladung an das Publikum dar, sich ohne heroisierende und literarisierende Deutungsvorgaben auf die Lektüre privat-persönlicher

Korrespondenzen einzulassen. Landfester erkennt darin eine Propaganda für „biedermeierlich idealtypische, sanft-bescheidene Weiblichkeit“ und die „Vignette einer Jüdin, die nicht nur unattraktiv und ohne Vermögen, sondern auch [...] zum Erwerb ‚schriftstellerischer und künstlerischer Verdienste‘ a priori unfähig“ sei (S. 75). Das hat Karl August so freilich weder geschrieben noch gemeint, und es sollte auch nicht mit Veits Lessing-Reminiszenzen interpoliert werden, deren Anklänge an den Geniekult der Offenheit dieses Editionsprojekts durchaus zuwiderliefen. Als *work in progress* wären die mit jedem Druck – vorbehaltlich der Wiederherstellung des Originaltextes – revidierten Fassungen zu untersuchen. Landfester zitiert aber den Veit-Briefwechsel nicht immer, wie angegeben, nach der Ausgabe von 1861, sondern nach dem Andenkenbuch (S. 61f.), und unterschlägt wie Sabina Becker sinnfällige Hervorhebungen, z. B. in: „Ich bin *so* einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde“ (GW I, 266; VII/2, 177; vgl. Becker S. 27, Landfester S. 62). Jedes veröffentlichte Rahel-Wort, auch ein nach Meinung mancher Forscher nur „angeblich wörtlich niedergeschriebenes“ (S. 76) über ihre jüdische Herkunft, war seit 1833 der Wahrheitskontrolle durch Mit- und Nachlebende unterzogen. Ihre Dementis hätten das Projekt dem Skandal preisgegeben; statt dessen erwarb sich der Herausgeber mit den Publikationen das Vertrauen der ‚Freunde‘ und schuf so, was mit Recht ‚Sammlung Varnhagen‘ und nicht Rahels Nachlaß heißt. Bettine von Arnim wußte jedenfalls, als sie ca. 1000 Blätter ihrer Familienkorrespondenz dafür hergab. – Liliane Weissberg (*Zur Pathologie des Salons*, S. 119-161) bringt das komplizierte Dreiecksverhältnis zwischen Regina Froberg, Rahel und Karl August Varnhagen auf einen ebenso schlichten Begriff, indem sie dessen Verriß Frobergischer Romane als „*Diagnose eines Arztes*“ (S. 140) liest. Tatsächlich heißt es dort, gar nicht speziell auf Froberg gemünzt, „schwache Kränklichkeit gleichsam ein hysterischer Seelenzustand“ (S. 144f.) wirkten sich nachteilig auf die weibliche Literaturproduktion aus. Einleitend ist weit ausführlicher von der Bildungsproblematik, der Ehe und anderen Hindernissen, auch wohl von rühmlichen Gegenbeispielen (Caroline Pichler, Dorothea Schlegel, Caroline von Wolzogen) die Rede: Differenzierungen, mit denen sich Weissberg nicht aufhalten mag. Zwischen Rezension, Andenkenbuch, Brief- und Romanstellen sowie den *Denkwürdigkeiten* Varnhagens frei assoziierend erklärt sie diesen zum vorfreudianischen Analytiker, der „Teegesellschaften und Salons als Symptome physischer Krankheiten und falscher sozialer Anpassung“ schildere (S. 148). Geschlossen wird dies aus einem Vergleich der Romanhelden

mit Leichen, in deren Adern Tee zu fließen scheine. Da Frobergische Briefe, wie Weissberg mutmaßt, „durch Vernichtung zensiert“, die an sie gerichteten „zu Teilen von Rahel Varnhagens fiktivem Tagebuch“ gemacht (S. 142f.) oder mit dem Kürzel Frau v. F. (einer „Vorgängerin [...] späterer jüdischer Hysterikerinnen“, z.B. der „Patientin Anna O.“) im *Buch des Andenkens* zitiert wurden, leiste letzteres als „Fallstudie“ (S. 146) schlechte Dienste: „Die Kenntnis des Frobergischen Lebens muß dabei entweder aus Rahels Bemerkungen oder aus Varnhagens ediertem bzw. manipuliertem Text erfahren werden.“ (S. 143) Der Hysterieverdacht sei dann auf Varnhagen selbst zurückgefallen, als Gutzkow in der Rezension seiner *Tagebücher* das „Irrewordensein eines bedeutenden Mannes“ konstatierte (S. 148); möge dies Tagebuchautoren und Rezensenten eine Lehre sein. – Dagmar Barnouw (*Einzigartig. Rahel Varnhagen und die deutsch-jüdische Identität um 1800*, S. 81-117) und Jürgen Eder (*Rahel Varnhagen und das Junge Deutschland*, S. 201-230) widmen sich dem epochengeschichtlichen Umfeld; Joseph A. Kruse (*Gewonnen und verloren. Rahel Varnhagen und Heinrich Heine*, S. 163-199) versammelt Belege für biographische Parallelen, Verflechtungen, Berührungspunkte und Mißverständnisse der beiden Autoren. Mit Aspekten der Rezeption befassen sich Claudia Schulze-Christophersen, die Rahel Varnhagens Goethe-Lektüre in der Deutung Käte Hamburgers untersucht (S. 231-258), und Konrad Feilchenfeldt, der die neuere Rahel-Philologie angesichts offenkundiger Fehlleistungen ermahnt, Entzifferungen durch frühere Herausgeber nicht zu verschmähen, schon gar nicht die des Witwers, der die Schrift lesen konnte (S. 259-285). Womöglich haben viele Korrespondenzpartner erst aus dem *Buch des Andenkens* erfahren, welche Schätze Rahel Varnhagens Briefe bergen.

Nikolaus Gatter (Köln)

Rolf Parr: *Interdiskursive As-Sociation. Studien zu literarisch-kulturellen Gruppierungen zwischen Vormärz und Weimarer Republik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 75).

In der „Kronika der Glocke“ von 1844 zeichnet der Dichter und Chansonnier Franz Dingelstedt, zu diesem Zeitpunkt als Bibliothekar und Vorleser des württembergischen Monarchen Wilhelm I. tätig, die Entstehungsgeschichte der zwischen 1843 und 1849 im Königreich Württem-